

Niemand ist schuldig, nur die Gesellschaft?

Ueli Mäder

„Nobody is guilty“, kritzelte ich 1966 in ein selbst gebasteltes Emblem. Es begleitete mich auf eine Autostopp-Reise, zusammen mit Freund Johny, an die Côte d'Azur nach Südfrankreich. Wir waren 15-jährig und früh politisiert. Zudem fasziniert, erstmals im Leben das Meer zu sehen. Wir trugen Twist-Hosen, hörten Songs von den Beatles und beteuerten, niemand sei schuldig, nur die Gesellschaft. Damals noch ohne Fragezeichen.

Diese Sicht half uns, mit weniger Schuldgefühlen vom falschen Wechselkurs zu profitieren, den uns die Sissacher Kantonalbank gewährte. Ihr Irrtum polierte unser Feriengeld auf, das wir in Schwarzarbeit auf dem Bau verdienten. Aber wir meldeten uns dann freiwillig. Ehrlich währt am längsten. Und Schuldgefühle spielten wohl mit.

Ich sage zuerst etwas zum Titel meines Beitrags, dann zum Inhalt, zur Methodologie, zur eigenen Sozialisation und zum Schuldverständnis im Kontext sozialer Ungleichheit. Hinzu kommen ein paar theoretische Überlegungen und ein vorläufiges Fazit. Im Sinne einer noch wenig ausgegorenen Annäherung.

Zum Titel, Inhalt und Vorgehen

Der Titel „Niemand ist schuldig, nur die Gesellschaft“ ist widersprüchlich. Wenn niemand schuldig ist, gilt das auch für die Gesellschaft. Sie hat ja ebenfalls ihre Vorgeschichte. Gleichwohl bleibt ein Gegensatz. Denn der Determinismus reagiert auf einen rigorosen Liberalismus, der uns alle für selbst verantwortlich hält. Oder sind diese beiden Sichten etwa Kehrseiten derselben Münze? Nun, je absoluter formuliert, desto mehr ähneln sie sich.

Eine existenzialistische Perspektive fragt indes, was wir aus dem machen, was die Gesellschaft mit uns macht? Statt Schuld hoch zu stilisieren oder weg zu definieren, analysiert sie pragmatisch, wie Schuld konstruiert ist. Dabei zeigen sich recht unterschiedliche Varianten. Während subtile Eingeständnisse kollektiver Schuld die Opfer entlasten, drängen Schuldoffensiven die Täter*innen zu erwünschten Einsichten.

Gesellschaftliche Normen und die persönliche Sozialisation prägen jedenfalls unser Schuldverständnis. Aber wie sehr? Das interessiert, lässt sich aber kaum quantifizieren. Eigene Studien fokussieren beispielsweise, was soziale Benachteiligung für die Widerständigkeit bedeutet. Sie vermitteln ein paar Erkenntnisse.

Vorab ist methodologisch zu bedenken: Begriffe sind weder Wahrheiten, noch blosse Hilfsmittel. Je nachdem wie gefasst, tragen sie mehr oder weniger dazu bei, soziale Realitäten zu verstehen. Aber normative Prägungen spielen stets mit. Wie bei Definitionen. Diese sind auch dann machtgeprägt, wenn sie relativ sachgerecht und neutral daher kommen.

Eine aktuelle Debatte thematisiert Unterschiede zwischen Schuld und Scham. Schuld bezieht sich vorwiegend auf das Übertreten von gesellschaftlichen Normen und rechtlichen Vereinbarungen, Scham auf das Abweichen von verinnerlichten Vorstellungen über das eigene Verhalten. So lautet ein gängiges Verständnis, das scheinbar objektiviert, was subjektiv mitkonstruiert ist. Etwas anders akzentuiert, initiieren hohe moralische Erwartungen eine Scham, die gesteigert vor allem dann zur Schuld transformiert, wenn sie mit gesellschaftlichen Normen kollidiert. Wie auch immer formuliert, Scham und Schuld sind keine Wahrheiten, sondern begriffliche Konzepte und mehr oder weniger stimmig konstruiert.

Eigene Sozialisation und Schuldverständnis

Anja Meulenbelt, eine feministische Schriftstellerin aus den Niederlanden, veröffentlichte 1976 „Die Scham ist vorbei“ (München 1978). Kaum erschienen, las mir meine Lebenspartnerin Esther dieses Kultbuch vor. Ich hörte ihr gebannt zu. Und wir diskutierten in unserer Wohngemeinschaft viel darüber.

Meulenbelt bezieht sich auf die sexuelle Revolution der 68er*innen-Bewegung. Die Verhütungs-Pille veränderte die Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Sie erhöhte neue Freiheiten und teils auch neue Zwänge. Eine gewisse Sex-und-Hopp-Liberalität suggeriert permanente Verfügbarkeit. Locker vom Hocker. So sensibilisiert uns die sozialistisch engagierte Autorin für herrschaftliche Verhältnisse, die physische und psychische Gewalt verschleiern. Zum Beispiel, wenn männliche Macht weibliche Lust definiert.

Meulenbelt erzählt von ihren eigenen Erfahrungen. In ihnen dokumentiert sich das Leben einer ganzen Generation. Emanzipativen Ansprüchen steht eine nach wie vor hohe Bereitschaft entgegen, sich männlichen Normen zu unterwerfen. Wer das Tabu angeht, wird gerne bezichtigt, frigide zu sein. Doch die scheinbare Progressivität zeugt von einer Wegwerf-Mentalität. Sie führt dazu, sich selbst gering zu schätzen und schuldig zu fühlen, statt die Scham gegenüber dem eigenen Körper abzulegen.

In einer christlichen Familie und Kultur sozialisiert, bin ich für Schuldgefühle wohl besonders disponiert. Erzählungen vom schmalen und steinigen Pfad hielten mich dazu an, dem breiten, Konsum orientierten zu entsagen. Mitten in einer weltlichen Ordnung, die mit ihrem kapitalistischen Geist zunächst der asketisch protestantischen Ethik folgte, sich aber zusehends hedonistisch öffnet. So passten sich denn alte Gebote und Verbote neuen Normen an. Wer sich mit ihnen arrangiert, erhält Smileys. Wer eigene Wege geht, wird eher negativ sanktioniert. Wobei das auch Menschen passiert, die dem Mainstream folgen. In einer Kultur, in der genug nie genug ist. Da sind Schuldzuweisungen omnipräsent. Zumal stets noch mehr Smileys möglich sind.

Subjektiviert, resultiert Schuld aus einem scheinbar eigenen Gewissen, das soziale Normen verinnerlicht, die gesellschaftliche Erwartungen bündeln. Objektiviert, dokumentiert Schuld eigene Vergehen. Und zwar gegen geltende Normen. Schuld kann aber auch ein Verletzen der Integrität von andern Menschen beinhalten. Zudem ein Verhalten, das sich über andere erhebt und sich selbst zu deren Lasten begünstigt.

In der Bibel steht bei den „Seligpreisungen“ (Matthäus 5,1-11), wie glücklich zu preisen jene sind, die nach Gerechtigkeit dürsten, ehrlich, freundlich und geduldig, nicht ärgerlich oder aufgeregt. Sie stiften Frieden, lauter im Herzen, egal, ob verschmäht, verfolgt und verleugnet. Dazu passt eine Ergänzung zum Almosengeben, die ich gerne (aus: Matthäus 6,1-4) etwas verkürzt anfüge.

Für ein erfülltes Leben ist eigenes Wohltun zentral. Dabei gilt es, Frömmigkeit nicht zur Schau zu stellen. Denn echte Wohltätigkeit geschieht im Stillen. Und, so sagt uns der letzte Vers: „Vater wird's vergelten.“ Für mich irritierend. Ist damit der „liebe Vater im Himmel“ gemeint: als Anreiz und Incentive? Ergo tue ich Gutes, um mir über den schmalen Pfad einen Platz im Paradies zu ergattern? Nein, sagte mir dazu der Theologe Leszek Ruzkowski. Wichtig sei das Göttliche in uns selbst. Im Sinne humanen Wohlwollens, uns und andern gegenüber.

Nun, ein ethisch möglichst gerechtes Verständnis versachlicht jedenfalls die schwierig fassbare Moral, die bei der Schuld mitschwingt und dazu führt, sie abzuwehren und weiterzureichen, um sich selbst zu entlasten. Das bindet und staut viel Energie, bevor sich diese dann, oft wenig produktiv, explosiv entlädt oder destruktiv gegen einen selbst richtet.

Schuld im Kontext sozialer Ungleichheit

Schuld dokumentiert und stabilisiert soziale Ungleichheiten, gegen die sie sich wenden könnte. Je tiefer die Einkommen, desto stärker sind die Gesundheit und das psychische Wohl beeinträchtigt. In autoritären, stark Werte basierten Gemeinschaften verfestigt sich Schuld in ausgrenzender und verschwommener (Zwangs-)Geborgenheit, die für Zugehörige zwar (Stall-)Wärme generiert, so genannt „Fremde“ jedoch diskriminiert.

Die Individualisierung trägt wohl dazu bei, fest gezurrte Verhältnisse aufzuweichen und Verbindlichkeiten transparenter zu gestalten. So konkretisieren sich Schuldzuweisungen. Das hat den Vorteil, sie fassbarer zu machen. Und den Nachteil, sie einfacher auf Einzelne abwälzen zu können. So transformiert, wirkt Schuld für viele eher noch belastender, auch wenn sie etwas sachlicher und scheinbar freiheitlicher konzipiert ist. Zumal sie auch mit der neo-liberalen Konformität kollidiert, an der sie sich orientiert. Wenn alle ihr Glück selber schmieden können, sind jene, die ausscheren, erst recht selbst verantwortlich. Das entlastet die Gesellschaft und stresst sozial Benachteiligte umso mehr. (Mäder 1999)

In einer Nationalfondsstudie über Working-Poor (Kutzner et al. 2004) stellten wir indes fest, wie das Bewusstsein über die zunehmende soziale Kluft bei Betroffenen auch dazu führen kann, resignative Verstimmung in Empörung zu verwandeln und Schuldgefühle teils zu mindern. Denn Wut ist eine Ressource für Widerständigkeit, an die sich anknüpfen lässt. Sie wird allerdings auch von neopopulistischen Kräften vereinnahmt, die von sozialen Ungleichheiten profitieren.

Neo-autoritäre Strömungen gebärden sich teils sehr libertär. Sie bewirtschaften jedoch, simplifizierend und pauschalisierend, bestandene Feindbilder. Beispielsweise öffentlich-rechtliche Einrichtungen. Diese agieren je nachdem durchaus bürokratisch und bevormundend. Sie sind aber gleichwohl am ehesten in der Lage, private (Finanz-)Kartelle etwas mehr zu kontrollieren. Was bitter nötig ist. Zumal diese ihr Kapital seit den 1980er-Jahren offensiver denn je dort investieren, wo sie am meisten rentieren und die Lebensqualität von Ansässigen mindern, die viel arbeiten und wenig verdienen oder gar ihren Job verlieren und dann migrieren.

Seit den 1980er-Jahren vollzieht sich ein Paradigmenwechsel. Ein finanzgetriebenes Regime überlagert das politisch liberale, das stärker auf einen sozialen Ausgleich und auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit bedacht war. So beschied mir etwa der VR-Präsident eines Pharma-Konzerns, die soziale Ungleichheit nehme gewiss zu, dynamisiere aber unsere Gesellschaft. (Mäder 2015) Sein Vorgänger problematisierte noch die stark privatisierte Macht. Er forderte mehr demokratische Kontrolle, da sonst der soziale Zusammenhalt erodiere und die Gesellschaft weiter auseinander drifte.

Noch dominiert jedoch ein Finanzkapitalismus, der die Konkurrenz und einen einseitig wirtschaftlich geprägten Globalismus forciert. Er stärkt einen scheinbar gegenläufigen nationalistischen Populismus. Dieser gehört jedoch zur Kehrseite des Neo-Liberalismus. Er manifestiert sich auch in Haltungen von Armutsbetroffenen, die sich bezichtigen, ihre Misere selber zu verschulden. „Ich hätte halt in der Schule besser aufpassen müssen, dann würde ich heute auch mehr verdienen“, erzählte mir einst eine alleinerziehende Verkäuferin.

Wir untersuchten dieses Phänomen auch in einer Nationalfondsstudie über die Sozialhilfe (Kutzner et al. 2009). Uns interessierte, wie sich das immer noch aktuelle Bemühen auswirkt, besonders jene Abhängigen zu unterstützen, die am meisten Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt zu reüssieren. Und das klappte denn auch bei einigen. Sie entwickelten einen unternehmerischen Geist, akzeptierten erhöhte Risiken, weiteten ihr Einkommen aus, oft

allerdings in einem prekären Arbeitsbereich und deshalb nur kurzfristig. Andere Geförderte blockierte der Druck. Aber warum? „Wer es jetzt nicht schafft, ist doppelt selber schuld“, antworteten einzelne. Ähnlich reagierten auch Sozialhilfe-Abhängige, die sich im zweiten Arbeitsmarkt mehr anstrengen sollten, um Produktionsverlagerungen ins Ausland zu verhindern. So führten denn positive Anreize und negative Sanktionen teils eher dazu, alte Schuldmuster zu reaktivieren.

Wiederum recht unterschiedlich verhielten sich Abhängige, die weder für den ersten noch für den zweiten Arbeitsmarkt infrage kamen. Die einen wollten dies umso mehr anstreben. Sie wehrten sich dagegen, invalidisiert zu werden. Andere schätzten die Aussicht, nunmehr unterstützt zu werden, um sich sozial einfacher integrieren zu können. Diese Entlastung, von Schuld und Zwang, führte bei Etlichen sogar dazu, eine neue Anstellung zu finden. Zum Beispiel im Gartenbau. Da fühle er sich jetzt „wohler denn je“, berichtete mir ein ehemals renommierter Journalist.

Theoretische Implikationen und vorläufiges Fazit

Schuld ist ein moralisch behafteter Begriff, der analytisch wenig taugt. Rechtlich präziser fassbar, schwingen auch so verborgene Inhalte und subjektiv gefärbte Deutungen mit. Diese Verklärungen sprechen dafür, sich eingehend damit auseinander zu setzen, wie Schuldzuweisungen und Schuldgefühle wirken.

Gängig ist wohl ein projektives, manchmal prophylaktisches Abwälzen auf andere, das, von Häme begleitet, Ressentiments verstärkt. Armutsbetroffene leiden besonders darunter und geben den Druck oft an eigene Kinder weiter. Sie wälzen ihn auch über eigene Schuldzuweisungen ab. Zum Beispiel auf jene, die mit ihnen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt konkurrieren, wie rechtspopulistische Kreise suggerieren.

Saul Alinsky (1999) empfahl sozial Benachteiligten indes, jene Mächtigen zu identifizieren, die, sich selbst bereichernd, reale Misereen ursächlich verschuldeten. Sie gelte es anzuprangern und zu personifizieren, um Widerständigkeit zu mobilisieren. Chantal Mouffe plädiert recht differenziert für einen linken Populismus (2018). Ungerechtigkeiten seien strukturell zu analysieren und möglichst zu konkretisieren. Gewerkschaften greifen diesen Ansatz auf. Und sie reüssieren zumindest kurzfristig damit, Schuldfragen zu personifizieren.

Komplexität zu reduzieren, mag helfen, grobe Strukturen zu erkennen. Aber heikel wäre es aus meiner Sicht, dabei stehen zu bleiben. Denn die Vereinfachung typisiert die Realität nur. Sie ist ein wichtiger Zwischenschritt, um weiter zu differenzieren. So spitzt, wer am Verstehen interessiert ist, auch mehr die Ohren. Vor allem dann, wenn freiheitliche Ziele ebenfalls in den dafür eingesetzten Mitteln aufscheinen. Simplifizierte Schuldzuweisungen mögen potenziell Widerständige mobilisieren, aber, so pauschalisiert, kaum mündig emanzipieren.

Oscar Lewis (1968) plädierte dafür, das subjektive Erleben sozial Benachteiligter zu verstehen. Charles Valentine (1968) wollte soziale Ungleichheiten jedoch grundlegend bewältigen und nicht psychologisieren. Weiter führt, wenn wir diese alte und immer noch aktuelle Kontroverse integrativ angehen. Strukturelle Prägungen sind wichtig, aber mit individuellem Handeln zu verknüpfen.

Laut Psychiater Hanspeter Flury, Direktor der Klinik Schützen in Rheinfelden, können Schamgefühle vor Übergriffen schützen und Schuldgefühle das Einhalten von Normen stützen. Scham erschwere aber auch die Früherfassung, da sie Symptome verdecke. Sie könne dazu führen, sich zurück zu ziehen und zu erkranken. Trotz Freiheiten käme sie heute eher häufiger vor. Zumal die Individualisierung auch die Ich-Erwartungen erhöhte. Und so häuften sich

denn auch Ängste vor Versagen gegenüber jener vor Strafen. So Flury (in: Neue Fricktaler Zeitung, 15.8.2024, S. 7).

Scham könne wohl verhindern, selbige Verbrechen immer wieder zu begehen, stellt auch Soziologe und Psychoanalytiker Erich Fromm (XXI, 604) fest. Und kollektives Bekennen von Schuld könnte Menschen sogar veranlassen, weniger im Althergebrachten zu beharren (XII, 126). Doch: Je schuldiger sich jemand fühlt, desto leichter unterwerfe er sich, so Fromm (XXII, 266).

Nun, Menschen sind für das mitverantwortlich, was sie tun und wie sie es tun, auch wenn sie als Kinder der Zeit nur beschränkt aus freien Stücken agieren. Schuld durch Verantwortung zu ersetzen, versachlicht aus meiner Sicht moralische Debatten. Die Integrität von andern ist dabei zu achten. Was das bedeutet, ist gesellschaftlich zu vereinbaren. Demokratisch und möglichst freiheitlich für alle. Im Sinne eines sozialen Miteinanders. Mit dem ethischen Imperativ, eigene Bedürfnisse zu verwirklichen, ohne andere zu schädigen. Dazu sind gesetzliche Verbindlichkeiten nötig. Mit ihnen geben wir uns vor, was wir wie zu verantworten haben.¹

Quellen

Alinsky, Saul (1999): Anleitung zum Mächtigsein. Lamuv, Göttingen (Orig. 1946)

Flury, Hanspeter (2024): Voller Scham – oder unverschämt? In: Neue Fricktaler Zeitung, 15.8., S. 7

Fromm, Erich (1999): Haben oder Sein. Rainer Funk (Hg.), Gesamtausgabe, Bd. II, DVA, Stuttgart und München, S. 269-417 (Orig. 1976)

Kutzner, Stefan; Mäder, Ueli; Knöpfel, Carlo; Heinzmann, Claudia; Pakoci, Daniel (2009): Sozialhilfe in der Schweiz. Rüegger, Zürich und Chur

Kutzner, Stefan; Mäder, Ueli; Knöpfel, Carlo (2004): Working poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe, Rüegger, Zürich und Chur

Lewis, Oscar (1968): The Culture of Poverty. In: Scientific American, Vol. 215/4, S. 19-25

Mäder, Ueli (2015): macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz. Rotpunktverlag, Zürich

Mäder, Ueli (1999): Für eine solidarische Gesellschaft. Rotpunktverlag, Zürich

Meulenbelt, Anja (1978): Die Scham ist vorbei. Frauenoffensive, München (Orig. 1976)

Mouffe, Chantal (2018) : Für einen linken Populismus. Suhrkamp, Berlin

Valentine, Charles (1968): Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals. Univ. Press, Chicago

¹ Soweit meine nachträglichen Notizen zum frei gehaltenen Vortrag, den ich gerne noch weiter ausarbeite.